

*Untersuchungen  
zur deutschen  
Literaturgeschichte  
Band 48*



Johannes Weber

# Goethe und die Jungen

Über die Grenzen der Poesie  
und vom Vorrang des wirklichen Lebens

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 1989



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

*Weber, Johannes:*

Goethe und die Jungen : über die Grenzen der Poesie und vom Vorrang des wirklichen Lebens / Johannes Weber. – Tübingen : Niemeyer, 1989

(Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte ; Bd. 48)

NE: GT

ISBN 3-484-32048-6      ISSN 0083-4564

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1989

Alle Rechte vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus photomechanisch zu vervielfältigen.  
Printed in Germany.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt.

## Inhalt

I.	Wallfahrten nach Weimar	1
II.	Zudrang bei Schiller	8
III.	Reserve der ‚Alten‘ – Ehrgeiz der ‚Jungen‘	11
IV.	Hölderlin und Schiller – ein Beispiel ambivalenter Einstellung	17
V.	Verständigung Goethes und Schillers über die jungen Dichter	20
VI.	Urteilsperspektiven Goethes	31
VII.	Philosophische Überforderung der Poesie	35
VIII.	Religiöse Grenzüberschreitung der Poesie	48
IX.	Abfertigung der ‚Poesie des Schreckens‘	76
X.	‚Für junge Dichter‘	102
	Nachbemerkungen	116
	Anmerkungen	125

*Ich friere nicht gern draußen, warum soll ich mich denn in der Stube erkälten und noch dazu vor einem Kunstwerke.*

*Es sind nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämtlich transcendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.*

*Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die meisten leben.*

*Wallfahrten nach Weimar*

Im altersweisen Rückblick der „Tag- und Jahreshefte“ notiert Goethe unter den Begebenheiten und Erlebnissen des Jahres 1795:

„Seit jener Epoche, wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfang, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düsteren Region versirte, und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Verfolg doch leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.“<sup>1</sup>

Als Beispiel für einen dergestalt bedenklichen „Strudelkopf“<sup>2</sup> erinnert Goethe die Erscheinung eines jungen Mannes namens

„(...) von Bielefeld, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstocks Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrete. So trieb er es in Jena eine Zeit lang zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum Fenster hinausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.“<sup>3</sup>

Goethes Erzählung zeigt eine gewisse Gedächtnisschwäche. Der „Cimbrier“ und gebürtige Kieler Detlef Friedrich Biel(e)feld, der 1794 in Jena den Doktor der Philosophie erwirbt und kurze Zeit als Privatdozent tätig ist, endet durchaus nicht frühzeitig durch Selbstmord, sondern stirbt erst nach einem 69 Jahre währenden Leben als wohlhabender Privatier in seiner Heimatstadt – 1835, also drei Jahre nach Goethe. Auch ist Bielefelds Hauptwerk nicht ein Gedicht über den „jüngsten Tag“, sondern ein „Na-

tionalheldengedicht in zwanzig Gesängen“ mit dem Titel „Thuisikon“, verlegt zu Leipzig in den Jahren 1802 und 1805.

Wohl aber beschreibt Goethe zutreffend das Schicksal eines anderen jungen Feuerkopfes, des Münsteraner Dichters Franz Anton Freiherrn von Sonnenberg. Seine Epopöie „Donatoa oder das Weltende“ – in zwölf Gesängen mit insgesamt fast 20000 Hexametern – erschien 1805 und, posthum, 1806, nach dem Tod des Sechszwanzigjährigen. Goethe hatte das Werk, wohl in neckender Absicht, wenig später an Frau von Stein gesandt mit dem Aviso: „Donatoa wartet auf mit Bitte eine Lücke in Ihrer Bibliothek damit auszufüllen. G.“<sup>4</sup> Den Dichter selbst scheint Goethe im Sommer 1804 während einer kurzen Audienz zu Gesicht bekommen zu haben.<sup>5</sup>

Goethes Irrtum über Namen und Daten mag aus der Tiefe der Jahre erklärt werden. Doch ist er zugleich die subjektive, psychologisch zu deutende Pointe eines Vorgangs, der seit den 1790er Jahren Jena und vor allem Weimar zu einem besonderen Rang verhalf: beide Städte wurden Ziele poetischer Pilgerreisen. Aus allen vier Winden strömten junge, dichterisch ambitionierte junge Männer herbei, um den Häuptern des deutschen Literaturlebens zu huldigen, um sich in wohlwollendes Interesse zu setzen, um Rat und Förderung zu heischen, oder – um ihr eigenes Genie an den Celebritäten zu messen und zu reiben.

Diese Wallfahrt der jüngeren, um 1770 geborenen Generation weist nicht nur auf den ideologischen Rang, den die Poesie gegen Ende des Jahrhunderts in Deutschland einzunehmen beginnt.<sup>6</sup> Sie hat für diejenigen, die sich anschicken oder wenigstens davon träumen, die Dichtung zu ihrem Metier zu machen, einen durchaus konkreten sozialen Sinnhorizont. Goethe und Schiller, Wieland und Herder haben es kraft ihrer Eigenschaft als Dichter zuwege gebracht, sich als Individuen bürgerlicher Herkunft über ihre Standesgenossen zu erheben und eine nicht mehr bloß lokale Berühmtheit zu erlangen, die bisher Regenten, Diplomaten und Militärs von adeliger Geburt vorbehalten war.

Es verwundert somit nicht, wenn sich die ehrgeizige und enthusiastische, zumeist theologisch-schöngeistig geprägte Jugend danach drängt, vom weimarischen Olymp den Zuspruch der neuen ‚Götter‘ zu erfahren. Diese Ausdrucksweise ist am Platze. Vor allem die Art, in der man sich Goethe nähert, trägt oft die Züge mystisch-religiösen Affekts.

„Göthen hab’ ich gesprochen, Bruder!“ ruft Hölderlin in einem Brief an Hegel im Januar 1795 aus: „Es ist der schönste Genuß unsers Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden bei so viel Größe. Er unterhielt mich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte, u. noch lacht, wenn ich daran denke.“<sup>7</sup> Der Freund Hölderlins, Siegfried Schmid aus Friedberg, legt der Ankündigung seines Besuchs einen Hymnus an den angebeteten Dichter bei, der mit folgenden Anrufungen schließt:

„Aber laß mich doch auch einmal an so einem Geist hängen, Verhängniß, der dies Allmächtige mit Allmacht umfaßt, daß es sicht-

bar vor mir stehe. – Es brauchts das nicht; sieh nur seine Geschöpfe an, darin ist er. – Doch Verhängniß! Nur um die Erschütterung so einen allmächtigen schaffen zu sehen; er thut das, wenn er spricht. – Goethe, wo bist Du? – Ich glühe.“<sup>8</sup>

„(...) der heiligen Stadt Gottes, nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah seine Augen richtete“<sup>9</sup>, fiebert Jean Paul von Hof aus entgegen: „(...) das Schicksal zeigt spielend mir Weimar bald nah, bald fern, wie den Polarbewohnern die Sonne, die jeden Tag nur die Morgenröthe um 12 Uhr schickt, aber nicht kömt, bis sie am Ende über dem weiten Pol-Schnee aufglänzt.“<sup>10</sup>

Henrich Steffens erinnert sich seiner Gefühle, als er 1799 bei Goethe debütiert: „Ich mußte, als ich ihn zuerst erblickte, mich schnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war mir, als sähe ich Egmont, der sich als Oranien, Tasso, der sich als Antonio darstellte.“<sup>11</sup>

In ähnlicher Weise scheint, wie sein Biograph Rudolf Köpke berichtet, Tieck vor den „Altmeister der Poesie“ getreten zu sein:

„Diesen Augenblick (der Begegnung, J.W.) hatte er als Knabe gehnt, und ihn mit heißer Sehnsucht als Jüngling herbeigewünscht, darauf schien eine Seite seines Lebens angelegt. Jetzt endlich war er da! Goethe stand wirklich vor ihm. Das war er selbst, Götz, Faust, Tasso! Aber auch der Herrscher im Reiche der Poesie, in abgeschlossener Hoheit stand vor ihm. Ein gewaltiges, erschütterndes Gefühl erfüllte ihn beim ersten Anblicke.“<sup>12</sup>

Zacharias Werner schließlich meldet in enthusiastischem Ton an die Gräfin von Brühl über seinen Aufenthalt in Jena seit Ende 1807:

„(...) dort war ich drittelhalb Wochen und lernte den hochbegnadigten Goethe!!! kennen. Sie kennen diesen nie alternden Apollo von Belvedere, ich brauche Ihnen also nur zu sagen, daß dieser *gesundeste aller fernhinschauenden Titanen* mich Kranken freundlich erträgt und – *gelten läßt* (...). Kurz, ich sehe den wahrhaft großen Goethe seit dem 2ten Dezember vorigen Jahres täglich fast. An jenem mir ewig denkwürdigen Tage lernte ich ihn in Jena kennen, wo ich drittelhalb Wochen in seiner mich *begeisterten Nähe* war. Dann ging er hierher nach Weimar, und ich auch.“<sup>13</sup>

Diese prominenten Beispiele künden davon, welche Woge der Exaltation in jener Zeit auf Goethe einbrandete – auf ihn, der in mühsamer krisenhafter Entwicklung abgebraust und abgekühlt war und nun in der Würde gesetzten Mannesalters stand. Nicht, daß die enthusiastische Verehrung ihm nicht geschmeichelt haben wird. Doch ist seine Reaktion vorwiegend von starker Gehaltenheit. Skeptisch hält er mehr oder minder freundliche Distanz, die den heftigen Überschwang der Besucher oft rasch und wirkungsvoll dämpft. Nicht untypisch ist, wie Steffens den Verlauf seiner

ersten Aufwartung schildert. Gemeinsam mit einem Herrn von Stackelberg aus Liefland sei er Goethe vorgestellt worden:

„Die Selbsttäuschung, als müßte Göthe eine Ahnung haben von alledem, was er mir geworden war, ist zu natürlich; er aber unterhielt sich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Göthe war noch in seinen besten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er sich bewegte, fing an, mir beschwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war stumm, verlegen und fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geschichten, die man von seinem Stolz und seiner kalten Herablassung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hause, die unerträglich war (...). Ich verbarg glücklicher Weise meine Empfindlichkeit, und wiederholte, nach Hause gehend, fortdauernd Philinens Worte: ‚Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an‘, aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein schwarzer Schatten, der sich breit und finster über meine ganze Vergangenheit warf.“<sup>14</sup>

Steffens schmolzt über einige Wochen hinweg, kommt aber schließlich doch noch zu seinem Glück: Goethe lädt ihn etwas später mit ausgesuchter Freundlichkeit ein und behält ihn einige Tage als Gast: „(...) es war ihm darum zu thun, junge Naturforscher für seine Ansichten zu gewinnen.“<sup>15</sup> Junge Naturforscher, nicht junge Poeten!

Wie sich Goethe und seine Bewunderer durch Jahrzehnte gleich geblieben sind (uns mag das je nach Stimmung komisch oder gespenstisch erscheinen), dokumentiert das Beispiel des immerhin schon fünfunddreißigjährigen Grillparzer. Labilen Selbstgefühls und zugleich mit hochgespannter Erwartung betritt er 1826 das Haus am Frauenplan, um es alsbald „mit einer höchst unangenehmen Empfindung“ wieder zu verlassen:

„Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen. Göthe hatte mich im Gegenteile freundlicher und aufmerksamer behandelt als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Thee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast nach Weimar gegangen zu sein.“<sup>16</sup>

Grillparzer plant schon seine Abreise, da erhält er für den folgenden Tag eine Einladung zum Mittagmahl:

„Als ich im Zimmer vorschritt kam mir Göthe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßli-

chen Abstände beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam auf einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein und ich brach in Thränen aus. Göthe gab sich alle Mühe um meine Albernheit zu maskieren.“<sup>17</sup>

Goethes steifes ‚geheimrätliches‘ Gebaren, seine „Vornehmthuerei und Egoisterei“<sup>18</sup>, die von vielen seiner enthusiastischen Besucher erkältend erfahren werden und sie in ein dramatisches Wechselbad der Gefühle stürzen, haben den Sinn persönlicher Verteidigungsmaßnahmen. Sie dienen dem Selbstschutz und der Wahrung existentieller Unabhängigkeit, die bei einer derart exponierten und zudem psychisch reizbaren Persönlichkeit durch den gedankenlosen, manchmal dreisten Zugriff der Verehrergemeinde in Gefahr steht. Goethe selbst hat sich wiederholt dazu geäußert, wie sehr er der Abwehr äußeren Zudrangs bedurfte, um sich den Kopf frei zu halten für die eigene konzentrierte produktive Tätigkeit.<sup>19</sup> In Sonderheit hat er immer wieder die Erwartung der herbegeeilten Jünger enttäuscht, ein Wort über poetische Dinge, zumal seine eigenen, zu verlieren. Wenn überhaupt, so erwachte sein Interesse dagegen bei Profanem und Pragmatischem. Karl Heinrich (Ritter von) Lang hat diese Eigenart in seinen Lebenserinnerungen satirisch verdichtet. Bei seinem Besuch im Jahre 1826 sei ihm ein „langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndicus“ im Schlafrocke entgegengetreten, habe ihm, „wie der steinerne Gast“, gewunken, Platz zu nehmen, und sei daraufhin schweigend verharret, „tonlos an allen Seiten (!), die ich bei ihm anschlagen wollte“.<sup>20</sup> Endlich bricht doch ein Funke hervor, und zwar in der Aufforderung, alles bis ins Kleinste über Organisation und Schadensregulierung der Brandversicherungsanstalt im Ansbacher Bezirk Langs mitzuteilen – am plastischen Exempel eines Totalverlustes: „Wollen wir“, so Goethe, „wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.“ Der Besucher bläst also sein Feuer an und läßt die Katastrophe in all ihren traurigen Folgen und Verwicklungen bis hin zu den Jahre später gewährten „Entschädigungssummlein“ ihren Lauf nehmen: „Das hörte der alte Faust mit an und sagte: ‚Ich danke Ihnen.‘“<sup>21</sup> Nachdem noch die Menschenzahl eines Rezatkreises erörtert worden ist („Ich sagte: ‚Etwas über 500 000 Seelen.‘ – ‚So, so!‘ sprach er, ‚hm! hm! das ist schon etwas.‘“), wird Lang höflich verabschiedet und verläßt mit der Empfindung das Haus, „als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte.“<sup>22</sup>

Affektiertes Dekor der Exzellenz, Hochmut des reüssierten Bürgers, ängstlich bewahrte Souveränität des leicht irritierbaren Selbstgefühls, überspielte Verlegenheit<sup>23</sup>, Altersstarrheit – alle diese Charaktermerkmale mag man mit Recht argwöhnen; facettengleich, mit wechselndem Akzent, treten sie aus den überlieferten Begegnungen hervor und modellieren ein Erscheinungsbild des ‚offiziellen‘ Goethe, das uns wenig sympathisch anmutet und die tiefe Enttäuschung, ja selbst die erhebliche Wut

mancher seiner enthusiastisch gestimmten Besucher verständlich erscheinen läßt.

Sogar im Kreis der Weimarer Vertrauten war man von des Dichtergottes Reserviertheit peinlich berührt und hat sie als Zeichen schwer erträglicher, mitunter gar menschenverachtender Arroganz aufgefaßt. Luise von Knebel (geborene von Rudorff) berichtet in ihren Lebenserinnerungen über einen „Student(en) Namens Falk“, der (im Jahre 1795) an sie mit der Bitte herangetreten sei, ein Büchlein seiner Feder an Wieland weiterzureichen und ihn auf diesem Wege auch Goethe zu empfehlen. Sie entspricht dem Anliegen, Wieland seinerseits verspricht, das Werk zu lesen; doch dann vergehen einige Wochen ohne jeden Bescheid. Als sie sich schließlich beklagt, beruhigt sie Wieland mit der Auskunft, er habe das Buch Goethe übergeben, um sein Urteil darüber zu hören. Wiederum nach ein paar Tagen lädt sie Goethe und Wieland zu einer Abendgesellschaft:

„Nachdem der Thee getrunken war; fragte ich bei Wieland, wie es stehe; dieser wendete sich sogleich zum Göthe; und fragte Göthen, nun mein Freund wie hat Ihnen denn das kleine Buch gefallen? Ich habe Göthen oft in großem Verdruß und Aerger gesehen; aber nie so wie den Abend indem Göthe zu Wieland sagte; aber mein Freund, wie konnten sie meine Zeit auf solche weise in Anspruch nehmen; mir ein so fades abgeschmacktes buch zum lesen zu geben; Wieland antwortete ganz ruhig dem Göthe; das thue ihm sehr leid; er wolle es ihm aber nur gestehen; das er es gar nicht gelesen habe – mein Schreck war grenzenlos; wie ich das hörte; Wieland sagte, er hätte es nur seiner vortreflichen Rudel (d.i. L. von Rudorff, J.W.) zu Gefallen gethan es anzunehmen; und hätte aber gern etwas dafür thun mögen (...).“<sup>24</sup>

Beide Herren sind nun begreiflicherweise indigniert, reden den ganzen Abend hin und wider, einigen sich endlich darauf, den jungen Mann vorerst zu verträsten und ihm eine Antwort zu avisieren, sofern etwas zur Zufriedenheit über sein Buch gesagt werden könne, und halten damit die Sache für erledigt. Nicht so die Gastgeberin:

„(...) ich machte denen beiden großen Geistern; einige starcke Vorwürfe; das sie grade; auf die ich so großes Vertrauen gesetzt hätte; mich so hinzuhalten mit einer solchen Antwort wofür ich gar keinen Ausdruck fände – ich könnte mich unmöglich entschliesen, den armen Menschen, solche Antwort zu schreiben, der sein ganzes Erden Glück, auf sie beide gesetzt hätte. ich konnte unmöglich damals begreifen, das man sich solche Antworten bediente, um die armen los zu werden – ... Nun sah ich mich so getäuscht – und zwar von solchen Männern; die ich und jedermann für halb Götter hielte? – Denn wenn man sie sprechen hörte mußte man glauben; das sie blos darum auf der Welt wären; um mehr oder weniger; die

ärmeren Menschen die so weit unter ihnen in der Gelehrsamkeit ständen auf zu helfen? – Aber das Gotterbarm – ich lis aber meine Galle ornlich meine Meinung – b e i d e sagten zu mir. Mein liebes Rudelchen, empören sie sich nicht so über eine Sache, die es gar nicht werth ist; sie wissen das gar nicht; wie viel ganz erbärmliche Schriftsteller es in der Welt giebt (...)<sup>25</sup>

Diese Anekdote beleuchtet im übrigen nicht nur das schlechte Omen vieler hochgemuter Hoffnungen, die man den ‚Halbgöttern‘ Wieland und Goethe entgegenbringt. Sie könnte ebensogut für das Thema ‚Schiller und seine Verehrer‘ herangezogen werden. Davon sei nun berichtet.

## II

### *Zudrang bei Schiller*

Nachdem 1795 Schillers „Musenalmanach“ und die „Horen“ ans Licht der Öffentlichkeit getreten sind, gerät nicht nur das kritische Publikum in Wallung und setzt dem Herausgeber erheblich zu. Es entwickelt sich auch eine beachtliche Kette von Anträgen, die den Dichter mit teils kuriosen, teils ärgerlichen, zumeist natürlich literarischen Anmutungen heimsuchen. Ihre krause Vielfalt ist ein Zeichen dafür, wie weit der Ruf Schillers bereits gedungen ist.

Da nähert sich eine „vaterlose Waise“, der es an Mitteln gebricht, das Studium aufnehmen zu können:

„Die Ausrüstung zur Universität, und der nothwendige Unterhalt an Kleidungsstücken (...) zwingt mich, zu edeldenkenden Freunden der Wissenschaften meine Zuflucht zu nehmen; und da kein Zweifel da ist, daß nicht Deutschlands erster Gelehrter und Schriftsteller zu dieser Classe gehören sollte, so wage ich diese Bitte um etliche Unterstützung, und ferneren Schutz an Sie höchstzuverehrender Herr Hofrath!“<sup>26</sup>

Eine andere „vaterlose Waise“, der unbesoldete „Gehülfsprediger“ Lehmann aus Barby, fleht „Ew. Wohlgeb. als den berühmten Verfasser vieler vortreflicher Schriften“ an, ihn, da er unvermögend sei, auch nur ein Buch zu kaufen, „mit einigen derselben bald gütigst zu beschenken.“<sup>27</sup>

In finanziellen Nöten befindet sich auch ein Christian Friedrich Gottlob Thon. Nach wortreichen Entschuldigungen des Tenors, er würde sich den folgenden Antrag nie verzeihen, „wenn nicht iedes Blatt Ihrer unübertreflichen Schriften den Beweis Ihrer menschenfreundlichen Gesinnungen führte“, kommt er zur Sache, wie seine „fürchterliche Lage“ zu bannen sei:

„Gegenwärtige Erzählung, die villeicht einige Spuren meines Fleisses trägt, so daß man mir schwerlich den Vorwurf der Fabrickarbeit wird machen können, bestimme ich für die Horen, die gedruckt ungefähr 5 Bogen ausmachen wird. — Wollten Ew. Wohlgeb: diese Kleinigkeit, wenn sie einigen Beifall erhält, gegen 2 Luisd'or oder weniger annehmen? — Sie reißen mich aus einer schrecklichen Verlegenheit (...).“<sup>28</sup>

Neben solch offenen Betteleien erreichen den „grose(n) Beförderer der Humanität unter den Deutschen“<sup>29</sup> Bitten um die Vermittlung von An-

stellungen<sup>30</sup>, um freundliche öffentliche Rezension einer Erstlingschrift<sup>31</sup>, um Mitarbeit an neuen literarischen Projekten<sup>32</sup>, um einen Autographen „zum Andenken“<sup>33</sup>, um ein „kleines Gedicht über den Nahmen Heloise (...) so daß im Anfang von jeder ligne, einer der Buchstaben dieses Nahmens sich befindet, und in diesen paar Zeilen alles mögliche Schmeichelhafte zu sagen, und um einen günstigen Blick von Ihr zu bitten.“<sup>34</sup> Selbst als Seelenarzt wird Schiller in Anspruch genommen. Ein gewisser Philip Horn leidet „an der Melancholie im höchsten Grade“. Er schildert ausführlich die traumatischen Ursachen und den Verlauf seiner Depression und bittet den Dichter, umgehend seinen „weisen Rath und Mittel zur Abhelfung“ des Übels mitzuteilen.<sup>35</sup>

Das Gros der Zuschriften hat freilich, wie bemerkt, mit literarischen Ambitionen zu tun.

Mit ungemainer, unwandelbarer, größter, höchster, tiefster, ausgezeichnetester, vollkommenster, gefühltester, lebhaftester, innigster, unbegrenzter, liebender, zartester, reiner Ehrfurcht, Verehrung und Hochachtung wendet man sich an den „ersten Priester der Musen in unse(rem) deutschen Vaterlande“<sup>36</sup>, an den Mann, „dessen Nahme auch von der vermeßensten Zunft der Gelehrtenrepublik mit Achtung und Ehrfurcht genannt“ wird<sup>37</sup>, an ihn, „dem iede Minute ein Monument des Nachruhms setzt“<sup>38</sup>, an den Mann, „auf den Deutschland so viel Ursache hat, stolz zu sein“<sup>39</sup>, den „der gebildete Teil der Nation (als) seinen geistigen Wohlthäter verehrt“<sup>40</sup>, „auf den sein Zeitalter stolz ist“<sup>41</sup>, den „ersten Dichter Deutschlands“<sup>42</sup>, an den Mann, dessen „Verdienst (...) auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit“ steht, „auf welchen Teutschlands Genius der schönen Wissenschaften, stolz auf seine Riesengröße, triumphierend herniederblickt“<sup>43</sup>, an den Mann „auf dem höchsten Punkt unsers Deutschen Parnasses“<sup>44</sup>, an den „deutschen Sophokles“<sup>45</sup>, an den „Urquell deutscher Schönheit und deutscher Geistesgröße“.<sup>46</sup>

Es sind Pfarrer, Prediger und Kandidaten der Theologie, Lehrer und Hofmeister, Sekretäre, Advokaten und Notare, Ärzte, Apotheker, Kapellmeister und Offiziere, Professoren und Studenten der verschiedenen Fakultäten, Freiherrn und Barone, die sich in dieser Weise nähern. Sie alle haben Produkte ihrer Feder anzubieten, häufig Erstlingswerke, und hoffen auf ermunternde Kritik, auf ein Urteil, ob sie sich als Dichter betrachten dürfen, vor allem aber ersehnen sie die Aufnahme ihrer mannigfaltigen Werke und Werklein in die „Horen“ oder den „Musenalmanach“.

Der Freund Seumes, Karl Ludwig Freiherr von Münchhausen, hat in einem Brief vom Mai 1798 den allgemeinen Wunsch pointiert, er freilich selbstbewußt und nicht ohne Ironie:

„An Schiller

Ist mein Gewand dir vornehm genug, so gönne dem Layen  
Auch ein Plätzchen am Tisch' in dem Hause des Herrn:

Sey es bey Musen, bey Horen! wenn Götter auch Menschen noch  
dulden,  
Heißt man mich sitzen – wo nicht –, bleib' ich auch willig zu  
Haus.“<sup>47</sup>

Schiller hat dieser eleganten, doch leicht trotzigem Aufwartung kein Ohr und keine Erwiderung geschenkt. Aber auch die Vielzahl der unterwürfig-bescheidenen Zuschriften scheint er kaum jemals einer Antwort für wert befunden zu haben. Die Kommentare zu diesen Briefen (in der Nationalausgabe oder bei Minor<sup>48</sup>) vermerken ein ums andere Mal, ein Antwortschreiben sei nicht erfolgt oder unbekannt. Sinnfällig wird Schillers Schweigen in Nachfragen besonders hartnäckiger Einsender. Sie verhehlen ihre Enttäuschung oft höflich durch Vermutungen, ihre Briefe seien aufgrund postalischer Mißhelligkeiten untergegangen oder für den erhofften Abdruck zu spät eingelangt.<sup>49</sup> Auch die häufige, gelegentlich wiederholte Bitte um Rücksendung eingeschickter Arbeiten weist auf Schillers übliche Praxis der Nicht-Reaktion.<sup>50</sup>

Die Einsender scheinen nicht über die exklusiven Anforderungen im Bilde gewesen zu sein, die Schiller vor die Ehre stellte, in seinen Zeitschriften zu erscheinen. Den elitären Anspruch des Dichters hat übrigens auch die chronische Not an brauchbaren Beiträgen, insbesondere für die „Horen“, kaum herabzustimmen vermocht.<sup>51</sup> Sicherlich hängt Schillers Schweigen, das die sonst üblichen Formen einfacher Höflichkeit übergeht, auch mit diesen ‚aristokratischen‘ Prätensionen zusammen. Es wäre dennoch ungerecht, dem Vielumworbene bloße Arroganz und nichts als Hochmut gegenüber mediokren Geistern und indiskutablen Schreiberlingen zu unterstellen. Man kann getrost annehmen, daß er, als einsamer Mann des Wortes ohne einen Stab von Referenten und Sekretären, unter stetem Zwang zu eigener dichterischer Produktion, zugleich durch gesundheitliche Übelstände schwer belastet, peinlich haushälterisch mit seinen Kapazitäten zu wirtschaften hatte. Er dürfte also einfach damit überfordert gewesen sein, all diesen Bewerbern und Bittstellern formale Freundlichkeit oder gar kritische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Immerhin ist zu bemerken, daß einige wenige junge Poeten, die ihm vielversprechend erschienen, durchaus seinen Rat finden konnten. Goethe spricht Ende 1797, nicht ohne ironischen Zungenschlag, gar davon, daß Schiller „so gern von jungen Männern etwas hoffe(n).“<sup>52</sup> Darauf wird im einzelnen zurückzukommen sein.

### III

#### *Reserve der ‚Alten‘ – Ehrgeiz der ‚Jungen‘*

Trotz des Verständnisses, das man für die lebenspraktische Situation der beiden exponierten Dichturfürsten aufbringen muß, trotz der Annahme, daß ihre Unzugänglichkeit und Reserve als Mittel persönlichen Selbstschutzes vielfach zu rechtfertigen sind, bleibt ein erhebliches Unbehagen.

Ist die geheim- oder hofrätliche Maske, trotz allen verständlichen Anlasses, nicht doch zu ehern den zutraulichen Enthusiasten entgegengewendet? Bedeutet sie am Ende vielleicht doch mehr und Unerfreulicheres als nur eine pragmatische Verlarvung? Müßte man annehmen, daß sie in Wirklichkeit ein Zeichen zweiter Natur ist, eine charakterliche Verfestigung zunächst taktisch eingesetzter hochmütiger Unnahbarkeit, so erhielte dies Unbehagen ein Gewicht, dem unsere Erklärung nicht gewachsen wäre. Nicht nur würde man sich dem Zorn und der Enttäuschung der abgewiesenen oder vernachlässigten Verehrer getrost anschließen. Mit Recht auch könnte man auf die abfertigenden Urteile der Olympier nicht mehr viel geben. Goethes Verdikt über die herandrängenden poetischen Strudelköpfe, denen zu raten nicht möglich gewesen sei, geriete seinerseits unter Pathologieverdacht; es wiese auf Züge menschlicher Empfindungslosigkeit und eines ignoranten Zynismus.

Nun, Goethe und Schiller waren keine bösen oder unbedachtsamen Narren. Dieses (Apo-)Diktum sei erlaubt, den Rettern exzentrisch-enthusiastischer Dichter zum Trotz<sup>53</sup> – auch auf die Gefahr hin, damit trivial in die offene Tür einer mächtigen Tradition zu fallen, die die klassischen Dichturfürsten in allen ihren Lebensäußerungen zum Maß der Welt- und Menschensicht stilisierte.

Ich behaupte, daß beider Skepsis gegenüber den emphatischen jungen Dichtern ihrer Zeit, die sich bis zu schroffer Ablehnung steigern konnte, gerechtfertigt, jedenfalls aber diskussionswürdig ist. Es geht nicht bloß darum, daß zwei Große keine anderen Götter neben sich dulden wollen. Es handelt sich auch nicht um einen Generationskonflikt allgemeiner Art, in dem die ‚Väter‘ ihre ungeratenen, gar aufbegehrenden ‚Söhne‘ ducken oder zur Raison bringen wollen. Wenn in dieser Metaphorik überhaupt gesprochen werden kann, dann nicht, ohne sogleich nach den biographisch (und damit historisch) bestimmten Erfahrungshorizonten, Maximen und Perspektiven zu fragen, die den Charakter dieser ‚Vaterfiguren‘ und dieser ‚Söhne‘ bezeichnen. Gefordert ist ein Urteil darüber,

welche Haltung menschlich und historisch als ‚gerecht‘ betrachtet werden kann. Mitleid oder Bewunderung geben hierfür schlechten Rat; die Sensationen eines Literaturfreundes und der fachwissenschaftliche Eros mögen davon profitieren, daß Hölderlin trotz anderslautender Ratschläge Goethes sich nicht damit begnügt hat, „kleine Gedichte“ zu machen, daß Kleist trotz seiner entmutigenden Erfahrungen mit Weimar an seiner Art festgehalten hat. Es reicht jedoch nicht hin, sich nur daran zu halten, daß exzentrische Erscheinungen wie Hölderlin oder Kleist sich als Poeten von eigenständigem Rang und gar als solche erwiesen haben, die in Dichtung zu fassen wußten, was Goethe und Schiller verschlossen oder unberührbar blieb. Vielmehr ist hervorzuheben, daß diese poetischen Errungenschaften offenbar mit einem Persönlichkeitstypus übereingehen, dessen Dispositionen sich in lebensgefährlicher, existenzzerstörerischer Weise gegen das Realitätsprinzip sperren.

Ich frage also nach dem Verhältnis von Dichtung und Leben, nach den Bezügen zwischen bestimmten (sozial-)psychischen Prägungen und poetischen Konzepten, und vor allem nach dem Preis, den die jungen Dichter dieser Zeit zu entrichten haben, wenn sie für sich den Primat der Poesie proklamieren und rücksichtslos ihrem Dichterberuf – als Berufung – anhängen. Unter dieser Fragestellung untersuche ich das Verhältnis der jüngeren Dichtergeneration zu den großen Klassikern und prüfe, ob Goethes und Schillers vielfach ablehnende oder herabstimmende Haltung nicht – so paradox dies im ersten Moment auch klingen mag – in Wahrheit eine weise Geste bedeutet, die die Adressaten zu ihrem Schaden freilich nicht begreifen konnten oder wollten.

Befassen wir uns darum zunächst genauer mit der Frage, wes Geistes Kind die jungen Poeten sind, die sich dem Dichterolymp nahen.

Die ‚Jungen‘ sind, wie demutsvoll sie sich auch den angebeteten Meistern zu nähern scheinen, keineswegs Kinder der Bescheidenheit. Ihr Ehrgeiz mißt sich an den großen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Young und Klopstock sind die Heroen des kaum achtzehnjährigen Hölderlin: „Euch zu folgen, Große! – Werd ichs können?“<sup>54</sup> Gegenüber der reißenden Ruhmbegierde haben Selbstzweifel keinen Bestand:

„Ach Freunde! welcher Winkel der Erde kan  
 Mich deken, daß ich ewig in Nacht gehüllt  
 Dort weine? Ich erreich' ihn nie den  
 Weltenumeilenden Flug der Großen.

Doch nein! hinan den herrlichen Ehrenpfad!  
 Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum  
 Sie zu erreichen; muß ich einst auch  
 Sterbend noch stammeln; vergeßt mich, Kinder!“<sup>55</sup>

Der Freund Hölderlins, Siegfried Schmid aus Friedberg, trotz hochfahrend den Parzen: